

ICK BIN NU MA EN MÖRDER

Zur Wirksamkeit der Behandlung Alkoholkranker im Strafvollzug

(Heidi M. Möller, Berlin)

Pierres Lebenslauf

Pierre wurde 1953 geboren, als „Produkt eines Betriebsfestes“, wie er sich selbst bezeichnet. Den Vater hatte er bis auf eine flüchtige Begegnung, viele Jahre später beim Jugendamt im Zusammenhang mit dessen nicht geleisteten Unterhaltszahlungen, nie gesehen. Der Vater war, so wurde ihm erzählt, ins Krankenhaus gekommen, hatte festgestellt, daß er kein Mädchen war und verschwand aus seinem Leben.

Pierre wuchs bei der Mutter und den Großeltern auf, als kleiner Prinz der Familie. Die Mutter war Arbeiterin bei einer großen Elektrofirma. Die Betreuung des Jungen lag in den Händen der Großeltern. Als die Großmutter 1961 starb, übernahm der früh berentete Großvater die Versorgung des kleinen Jungen. Pierre fehlte es an nichts. Er bezeichnet sich selbst als „verhätschelt und vertätschelt“. Die Mutter ging nie wieder eine Bindung zu einem Mann ein. Auch sie stand ihm mit ungeteilter Aufmerksamkeit zur Verfügung. Als Einzelkind wurden ihm, wie er sagt, alle Wünsche von den Augen abgelesen. Er hatte Schwierigkeiten nie selbst meistern müssen. Er lebte „wie in Watte gepackt“. Im Kindergarten war es schwer für ihn. Er konnte mit den anderen Kindern nicht viel anfangen.

Er absolvierte die Hauptschule bis zur zehnten Klasse mit durchschnittlichen Leistungen. „Stromlinienförmig“ habe er sich durchlaviert. Im Anschluß an die Schule begann er eine Buchdruckerlehre. Seine Leistungen in der Zwischenprüfung waren nicht ausreichend. So trat er zur Abschlußprüfung gar nicht erst an und brach die Lehre ab. Die Verführung, als Hilfsarbeiter schneller viel Geld zu verdienen, auch um mit seinen Freunden finanziell mithalten zu können, war groß. Er arbeitete manchmal zwei oder sogar drei Schichten in der Woche. Am Wochenende fand dann „das Leben“ statt, d. h. für Pierre zu diesem Zeitpunkt: Kneipen, Diskotheken, Geld ausgeben und viel Alkohol trinken.

Mit 18 Jahren lernte er seine zukünftige Ehefrau am Arbeitsplatz kennen. Sie ging offensiv auf ihn zu, für Pierre eine neue Erfahrung, denn er beschreibt sich als schüchtern Mädchen gegenüber. Schnell war die Entscheidung getroffen zu heiraten. Sein Leben zu zweit ging so weiter wie bisher: viel arbeiten, um viel ausgeben zu können. Die Substanz dieser Beziehung – jenseits gemeinsamer Vergnügungstouren und massivem Konsum von Alkohol – ist Pierre weder damals noch heute klar. Das Leben stand zunehmend mehr unter dem Vorzeichen von Alkoholexzessen.

Nach einer Bauchhöhlenschwangerschaft mußte sich Pierres Frau einer Totaloperation unterziehen. Ihr gemeinsamer Traum von einem Kind war damit hinfällig geworden. Die Trauer über den Verlust konnte nicht thematisiert oder ausgedrückt werden und wurde – wie vieles mehr – im Alkohol ertränkt. Im Jahre 1988, einige Monate vor der Tat, kam es zu tätlichen Auseinandersetzungen in der Ehe. Pierres Frau wollte aussteigen, hatte vermutlich einen Liebhaber und ging in eine andere Stadt. Der Alkoholkonsum hatte sich inzwischen so gesteigert, daß Pierre ohne größere Mengen harter Alkoholika den Tag gar nicht beginnen konnte. Er gibt an, ständig einen Spiegel von ca. zwei Promille gehabt zu haben.

In der Trennungsphase von seiner Frau im Oktober 1988 besuchte Pierre seine Mutter zu deren Geburtstag. Es kam zu einer heftigen Auseinandersetzung mit ihr. Er ging in die Wohnung einer älteren Frau, die einen Stock tiefer wohnte, versuchte diese zu vergewaltigen, schlug sie brutal und erwürgte sie schließlich. Man verhaftete ihn rasch, da er seine Ausweispapiere am Tatort liegen ließ. In der Haft wurde er drei Wochen mit Distranneurin behandelt, um die Entzugssymptome zu mildern. Pierre hat auch heute noch wenig Erinnerungen an die erste Zeit der Inhaftierung. Seine Frau reichte nach der Tat die Scheidung ein. Er war mit seiner Einsamkeit konfrontiert. Seine Familie und die seiner Frau wandten sich von ihm ab. Pierre nahm professionelle Hilfe eines Psychologen in Anspruch und begann zu kämpfen. Er absolvierte in der Haft eine Ausbildung zum Offsetdrucker und er machte eine Therapie. Er schloß sich Selbsterfahrungsgruppen an und besuchte eine Abstinenzgruppe.

Seit 1989 ist seine Frau an den Rollstuhl gefesselt, eine neurologische Folgeerkrankung ihres jahrelangen Alkoholabusus. Sie zog das Scheidungsgesuch zurück. Die Partner sind dabei, sich langsam ohne die Barriere des Alkohols kennenzulernen und bauen eine veränderte Beziehung zueinander auf. Pierre, der inzwischen urlaubsberechtigt ist, sieht die Beziehung zu seiner Frau auch als Wiedergutmachung seiner Tat. Er will sich ihrer Pflege widmen, seine Kenntnisse in der Behindertenbetreuung ausbauen. Er sagt zum Schluß:

P: „Für mich ist der ganze Knast eh irgendwie doch heilsam.“

„Ach ja, die glückliche heile Familie!“

In kurzem Berichtston resümiert Pierre seine Biographie:

P: „Also fangen wir mal so an, det hab ick Ihnen ooch son bißchen uffgeschrieben, davon abjesehen. Aber, ja. Also 53 jeboren, glückliche Kindheit, Vater is nie uffjetaucht, also unehelich jeboren.“

Der Vater habe eine Tochter gewollt:

P: „Der is also ins Krankenhaus jekommen, hat festgestellt, daß ick keen Mädchen bin, und damit war er weg. Der hatte, vielleicht is et irgendwie erblich, der hat jedenfalls een Spleen jehabt, der wollte unbedingt en Mädchen haben. Er hatte, gloobe ick, noch drei oder vier Frauen, hat er sitzenlassen, und die nächste, die ihm denn een Mädchen jeboren hat, die hat er denn erst jehieiratet. Also laut Jugendakten, die ja damals dann bei der Volljährigkeit wurden se ja ausjehändigd, ick gloobe ick hab noch drei oder vier Halbjeschwister.“

Pierre berichtet in leicht amüsiertem Ton. Er will diesem Mann keinerlei Bedeutung für sein Leben verleihen:

P: „Eh, ick hab ihn mal später jesehen, weil noch eh Unterhaltszahlungen waren noch offen. Auf Deutsch jesagt hat er dann den ersten Farbfernseher, den hat er finanziert.“

Der Vater soll in seinem Erleben als unwichtig erscheinen:

P: „Aber ick hab mit ihm persönlich hab ick ihn nie jesehen, weiter, hab ooch keene Schwierigkeiten mit ihm jehabt. Hatte ooch also nie det Verlangen, meinen Vater irgendwie ma kennenzulernen. Det war einfach nich drin.“

In ebenso witzigem Ton erzählt er die Geschichte seiner Zeugung:

P: „Also jedenfalls is et nachher rausjekommen. Die haben sich bei irjend ‘nem Betriebsfest, Produkt eines Betriebsfestes. Nich der Esel im Galopp verloren, sondern Produkt eines Betriebsfestes.“

Über die affektive Verflachung in der Beschreibung seiner Biographie scheinen ihm im weiteren Zweifel zu kommen:

P.: „Es is vilet über den Mann totjeschwiegen worden. Der hat also danach nich mehr existiert bei uns.“

Die Rolle des fehlenden Vaters wird durch die Großeltern kompensiert. Die kleine Familie lebt zusammen. Pierres Mutter verdient ihr Geld als Hilfsarbeiterin, während die Großeltern sich in den ersten Jahren um den kleinen Jungen kümmern. Für seine Mutter müssen Männerbekanntschaften seit seiner Geburt tabu gewesen sein. Es fällt auf, wie stark er sie idealisiert. Es ist typisch für viele Alkoholiker, ihre Mutter zu überhöhen. Sie verfügen über wenig Ambiguitätstoleranz, können Licht- und Schattenseiten einer Person schlecht integrieren. Die Idealisierung mag auch einem tiefen Schuldgefühl entspringen, da die Schwangerschaft mit ihm das Leben der Mutter ruinierte, ihr zumindest aber alle Entwicklungsmöglichkeiten nahm.

Pierre schildert eine kleine Idylle:

P.: „Immer schön wohlbehütet, wie det so schön heißt. Einzelkind, verhätschelt und ver-täschelt. Könnt ja meinen Eltern heute en Vorwurf machen. Damals hat mir det janz jut gefallen.“

Pierre beeindruckt durch seine Aufrichtigkeit. Offensichtlich fand er Genuß daran, der ‚Sonnenschein‘ und Mittelpunkt der Familie zu sein. Er zögert mit Kritik, denn durch seine Tat meint er, jegliches Recht verwirkt zu haben, andere Menschen negativ zu beurteilen. Seine Schuld, die er mit der Tötung eines Menschen auf sich geladen hat, steht aber auch im Dienste seiner Verleugnung.

P.: „Also, sagen wir, sagen wir ma so im Nachhinein sieht det immer allet sehr schön aus, kann ick ooch mit Vorwürfen um mich schmeißen. Aber ick sitz im Glashaus. Wat soll ick da mit Vorwürfen schmeißen? Es is vielleicht det eene oder andere doch eh verkehrt jemacht worden. Wo ick heute also glaube, daß et mit der größte Fehler is, daß man Kindern jede Entscheidung abnimmt und versucht immer wieder grade Wege zu bie-gen.“

Sicher sind vom Großvater große kompensatorische Bemühungen geleistet worden, doch fehlen in Pierres Leben Möglichkeiten der männlichen Identifikation. Durch den großen Altersunterschied der zwei Generationen kann der Großvater ihm wohl kaum in Fragen der Sexualität und der männlichen Rolle eine Orientierung sein. Der Mangel, keine richtige Familie gehabt zu haben und der Schmerz, daß sich sein Vater nach seiner Geburt bereits von ihm abgewandt hat, wird von Pierre nicht angemessen wahrgenommen.

Der Zickzackkurs

P.: „Ick habe also, eh ick habe nie ernsthafte Probleme jehabt, sei et, daß ick also nun in ner Schule oder eh ooch im Berufsleben nich. Ick brauchte mich also nie in dem Sinne großartig durchsetzen oder, oder meine Meinung zu vertreten. Ja, doch, wenn ick een Eis haben wollte, hab ick nur mit em Fuß uffjestampft, dat hat jereicht. Da war mein Problem sozusagen, eh von dem Eis oder Spielzeug oder wie ooch immer, da war det Thema erledigt. Denn da war Großmutter, die hat det die erste Zeit jekooft, und wenn die nee jesagt hat, denn haben wir Mama abends von ner Arbeit abjeholt, denn hat die ja jesagt. Ja, und letzten Endes war Großvater oder bzw. die Verwandtschaft, die man eventuell ooch dadrauf noch ansprechen konnte.“

Pierre kann seine sozialen Defizite klar benennen, die sich erstmalig zeigen, als er in den Kindergarten kommt:

P.: „Na, wahrscheinlich konnten wir also eh gegenseitig nischt miteinander anfangen. Denn wie jesagt, die Erziehung war ja schon so, ick wollt, wenn ick det haben wollte, wollt ick det haben und det hab ick aber nich erreicht.“

I.: „Das ging im Kindergarten nicht mehr?“

P.: „Naja, ick hab's denn nich erreicht mit mit Durchsetzungsvermögen, denn da war ja nischt, brauchte ooch nich sein. Wenn nich anders, denn eben mit plärren, oder mit schmollen oder. Es gibt immer Wege. Ick meine, man looft det ganze Leben looft man im Zickzack und sucht sozusagen den Weg des geringsten Widerstandes. Klappt auszeichnet, davon abjesehen. Aber et is, uff Dauer is et wirklich nich die Erfüllung.“

I.: „Was heißt das?“

P.: „Gibt keene Selbstbestätigung. Sie haben, sie haben eh keen Erfolgserlebnis. Irgendwie selber wat uff de Beene zu stellen, is ja nich drinne, det kommt ja nich von mir, sondern et kommt von irgend ner andern, der dann vielleicht jutmütig is, der vielleicht en jutmütiget Herz hat oder wie ooch immer.“

Auch in der Schule „läuft er glatt durch“. Frustrationen kennt er nicht, so daß er, als er die Zwischenprüfung seiner Lehre nicht so bewältigt, wie er es sich vorgestellt hat, zur Endprüfung gar nicht erst erscheint. Mühe und Arbeit sind ihm zu diesem Zeitpunkt seines Lebens noch fremd. Die unmittelbare Befriedigung seiner Wünsche steht bei ihm als Jugendlischer an oberster Stelle. Die Kränkung, ein armer Lehrling zu sein, der sich nicht so viel leisten kann wie seine Freunde, die sich das schnelle Geld als Hilfsarbeiter verdienen, ist zu heftig. Er fühlt sich insuffizient und kompensiert durch übermäßiges Arbeiten als „Fachhilfsarbeiter“:

P.: „Denn Freundschaften, naja und wenn nich, hat man die Spendierhosen an. Man mußte sich ja irgendwie, det is, wenn se nich richtig dazujehören, wat machen se, im Grunde genommen kaufen se Freundschaften.“

Er muß kein Geld zu Hause abliefern, die Mutter besorgt ihm eine Wohnung in ihrer unmittelbaren Nähe, um die Versorgung ihres Sohnes weiterhin sicherzustellen. Wenn das Geld, das er in Diskotheken ausgibt, nicht reicht, schießen Mutter und Großvater zu. Seine Identität erlebt er zu diesem Zeitpunkt schon als brüchig. Er hat keinen Boden unter den Füßen:

P.: „Ja, weil eben, eh det is keen Durchsetzungsvermögen da und wenn keens da is, dann haben se ooch keene konkrete Meinung, ja. Det is immer son son mitloofen, mit-huschen. Wenn die andern jesagt haben, wir machen det und det, naja, dann bin ick mit-jegangen, bloß um dabei zu sein. Ja, um nich um nich in dem Irrglauben zu sein, dann biste eben ausgestoßen und denn haste keene Freunde mehr und det is allet pipifax.“

Ja, Hauptmotto war ebent die Sauferei

Die Verzärtelung als Kind, die ständige Verwöhnung und orale Zufuhr machen es Pierre schwer, lebensstüchtig zu werden. Er ist nie mit Triebaufschub oder gar Verzichtsleistungen konfrontiert worden. So ist sein Weg in den Alkoholismus nahezu klassisch (vgl: ROST, 1990) vorgezeichnet. Die Flasche bietet Beruhigung und Flucht in den Schoß der übermäßig beschützenden Mutter. Pierres Mutter mag aus einem Schuldgefühl heraus, ihrem Sohn keine richtige Familie bieten zu können, ihm nicht genug geben zu kön-

nen, dieses Übermaß an Nachgiebigkeit, Gewährung und Überbehütung aufgeboten haben. Die Großeltern scheinen diesen Erziehungsstil aus einem kollektiven Schuldgefühl heraus mitgetragen zu haben. In Pierres Familiensystem hatte das Realitätsprinzip wenig Raum, so daß die Ausprägung eines integrierten Über-Ich zu kurz kam.

Emotionale Sicherheit geben ihm bislang nur die alkoholische Enthemmung und die Gewißheit, über ausreichende finanzielle Mittel zu verfügen. Tief in sich spürt er eine existentielle Verunsicherung. Er hat keinen Kontakt zu seinen Kompetenzen und Performanzen und ist irritiert im sozialen Miteinander.

Seine Frau lernt Pierre bei der Arbeit kennen. Bei ihr konnte er mit seiner Leistungsfähigkeit in puncto Arbeit überzeugen:

P.: „Haben da ne Inventur jemacht und eigentlich war, muß ick also heute sagen, jar nich ma mein Zutun, meine Frau hat mir det später mal erzählt, die fand det irgendwie jut, wie ick da also ne Inventur durchgezogen habe. Ooch mit dem janzen Zählen, und irjendwie kommt man sich denn doch näher. Also jedenfalls lange Rede kurzer Sinn, dieselbe Nacht haben wir noch zusammen verbracht, und damit war die Freundschaft jeschlossen.“

Da Pierre sich Frauen gegenüber als schüchtern erlebt und nur mit Hilfe der Enthemmung durch Alkohol Kontakte schließen kann, imponiert ihm ungemein, daß eine Frau gerade ihn will:

P.: „Ick war damals also sehr überrascht, daß jemand det so spontan, eh, an mich heranjetragen hat.“

Heute – in der Retrospektive – beschreibt Pierre diese Beziehung als oberflächlich. Er weiß gar nicht so richtig, wie ihm geschieht:

P.: „Jut, wir haben damals jeheiratet, spontane Entscheidung . . . War jenauso, wir wollten en Kind zusammen haben, und kann man nich sagen, das et also ne reine Liebesheirat war. Aber letzten Endes war et ooch keene Vernunft- oder Nutzheirat.“

Die Frage, was seine Frau an ihm geliebt habe, überrascht ihn:

P.: „Sie stellen ne Frage, die ick mir selber noch nich jestellt habe. Wie kommen Se jetzt dadruff? Find ick jut. Ne. Is bei uns eigentlich nie det Thema, kann man sich kaum vorstellen, aber det Thema is mehr oder wenijer, et is nie auf en Tisch jekommen. Sie werden lachen, ick hab mir wirklich ooch keene keene Jedanken dadrüber jemacht.“

Er will nicht mehr allein sein. Er will keine Mühe mehr haben, Sexualkontakte anzubahnen. Außerdem heiratet man eben. Auf diese einfache Formel läßt sich die Motivation zur Eheschließung bringen. Nur der Kinderwunsch ist beiden emotional präsent:

P.: „Ick mein, det Schlimmste war, also wir wollten damals dann wirklich eh wollten wir Kinder haben. Und wie jesagt, det is eh nachher allet schief jegangen. Det fing also damit an, daß eh wir also eigentlich damals in der Situation waren, daß wir also en Kind jeplant hatten, wir wollten. Eh also keen unjewolltet oder wat jewesen, und da hat sich denn rausjestellt, daß meine Frau eh det erste mal ne Bauchhöhlenschwangerschaft hatte . . . Also um vorwegzugreifen, et kam denn ne Eileiterschwangerschaft dazu, und letztendlich war se 31, dann kam ne Totaloperation.“

Nach Abbruch der ersten Eileiterschwangerschaft, der zweiten Bauchhöhlenschwangerschaft und der folgenden Totaloperation aufgrund von Zysten und Wucherungen in der Gebärmutter müssen sie ihren Wunsch nach einem gemeinsamen Kind begraben. Die Trauer kann zwischen ihnen keinen Raum greifen:

P.: „Ja, ick habe jelitten, jenauso wie meine Frau jelitten hat, nur wurde det Thema erst ma untern Teppich jekehrt, weil det ja sehr unangenehm is, sich eh in der Beziehung dann damit auseinanderzusetzen. Warum, wieso, weshalb. Hintergründe. Vielleicht war damals schon eh der Alkoholismus zum Teil mit ne Ursache, Schuld is immer en blödet Wort, vielleicht war det mit ne Ursache. Vielleicht war der ganze Lebenswandel irgendwie mit, bloß wir wollten es ooch ja nich wissen. Wir haben det also eh untern Teppich jekehrt, haben et totjeschwiegen, und det möcht ick vielleicht noch sagen, war also eh der Ansatzpunkt irgendwie die fürchterliche Sauferei anzufangen.“

Die Beziehung der beiden läßt sich als Symbiose im gemeinsamen Rausch beschreiben. Durch den notwendig gewordenen Abschied vom Kinderwunsch wäre erstmals ein Weg aus der Verschmelzung möglich gewesen. Jedoch führt diese Krise zur weiteren Zunahme des Alkoholkonsums. Pierre und seine Frau leben das typische Leben eines Alkoholikerpaars:

P.: „Arbeiten, saufen, schlafenjehen, arbeiten, saufen. Jut da war vielleicht irgendwann, eh, waren denn Wochenende mal mit bei, dat det am Strand, aber letzten Endes lief et auf die Sauferei raus irgendwo . . . Ick brauchte det frühmorgens schon. Also sagen wir ma so, et war det Endstadium. Irgendwann eh is der Punkt denn da, wo se frühmorgens uffstehen, dann fangen de Hände an zu zittern, der Kopf dröhnt. Is unterschiedlich, kommt also, wenn man so sagen will, uff die Tagesform drauf an. Kommt druff an, mal brauchen se zwee Kaffeetassen, mal reicht eene Kaffeetasse.“

Da beide Partner berufstätig sind, verfügen sie über ausreichende finanzielle Mittel, um sich nicht mit der Einsamkeit und Isolation auseinanderzusetzen zu müssen.

P.: „Ja, Freundschaften waren ooch da, solange det Jeld da war. Naja, et is nu ma so. Also wir haben an und für sich insofern beede Freundschaften nur solange jehabt, wie wir eben wat zu bieten hatten. Det waren also mehr oder wenijer, eh, Zufallsbekanntschaften, Urlaubsbekanntschaften . . . Wir haben se einjladen aus dem Grunde heraus, sie ooch nich zu verlieren. Ja, und dann wurde uffjetafelt, wurde jemacht, wurde jetan oder wir haben den großen Macker raushängen lassen und haben jesagt, heute Abend gehen wir essen, oder wir jehen dahin und dahin. Die Spendierhosen rausjenommen, bloß um eh quasi irgendwat zu erzwingen, wat nich da war. Wat aus unserm Verhalten schon nich da war.“

Da das Paar sozial integriert lebt, regelmäßig arbeitet, über relativ hohes Einkommen verfügt und eine gut eingerichtete Wohnung hat, fällt die Kapitulation vor dem Alkohol schwer. Ihr Leben bietet viele Möglichkeiten des Selbstbetruges, des Ausweichens vor der Konfrontation mit der Tatsache, daß sie beide Alkoholiker sind. Dazuzugehören ist ein hoher Wert, der sich mit Geld noch realisieren läßt. „Wahnvorstellungen eines Trinkers“ nennt Pierre heute seine Allmachtsphantasien, der Größte, Beste und Schönste zu sein. Alkohol wird als Regulativ gegen Nichtigkeitsgefühle eingesetzt:

P.: „Damals hab ick mich groß jefühlt, ja. Weil ick hatte ja ooch eh, det soll keene Entschuldigung sein, ick hatte ja ooch letzten Endes immer en bestimmten Pegel. Wenn's mir also schlecht jing, dann hab ick dafür jesorgt, daß et mir wohl ging. Oder besser, ick selber mich besser jefühlt habe.“

Als Pierres Ehefrau arbeitslos wird, kommt es zum Bruch in der Kollusion. Das Paar verschuldet sich. Es drohen Mahnungen und ein Offenbarungseid. Die Frau wendet sich anderen Partnern zu. Er versucht, es ihr mit gleicher Münze heimzuzahlen, ist aber weniger erfolgreich als sie. Nach jahrelangem Alkoholabusus entwickelten sich Potenzprobleme. Ein paar Monate vor der Tat kommt es zu den ersten tätlichen

Auseinandersetzungen zwischen Pierre und seiner Frau. Die gegenseitige Enttäuschungsaggression schaukelt sich hoch:

P.: „Hat ne Weile jedauert. Et ging also eh sozusagen die letzten Monate vor der Tat ging et also soweit, daß mir also die Hand ausjerutscht is. Blödsinn. Janz einfach, daß ick meine Frau jeschlagen habe. Hand ausgerutscht is Blödsinn.“

Er erinnert sich an keine weiteren Impulsdurchbrüche jenseits der Tat:

P.: „Det is insofern . . . is ja ooch von meiner Seite aus nich irgendwie wat vorjefallen, wo jetzt meine Jewalt, meine Aggressivität z. B. schon mal eh zum Ausbruch gekommen wäre. Das ick jetzt Keilereien anjefangen hätte, daß ick in ner Kneipe irgendwelche Schlägereien oder sonstwat provoziere. Wenn ick da schon mal in dieser Art provoziert, provoziert und ausjelebt hätte, war ja nich.“

Er erinnert sich an seinen ausgeprägten Starrsinn, seine verbalen Attacken und seine Rechthaberei:

P.: „Ach, nur besoffen hab ick jebrüllt. Aber ooch bloß erstens, um mir Jehör zu verschaffen. Zweitens, um meine Meinung stur durchzusetzen. In diesem Zustand hab ick sowieso nischt anderet mehr gelten jelassen. Und wenn ick jar nich mehr argumentieren konnte und konnte weiter, denn hab ick mir det schwächste Glied rausjesucht, det war meine Frau, und die hat een paar jeknallt gekriegt.“

P.: „Sie können ooch sagen, det is en Mord, dat is en vorsätzlicher Mord, der Mensch is tot. Darum geht es doch.“

Das Scheitern der Ehe kündigt sich an, Pierre wird abrupt aus dem Nest geworfen, als seine Frau sich von ihm trennt und zu einem anderen Mann nach Westdeutschland zieht. Sie will ‚aussteigen‘ und kündigt damit die gemeinsame Abwehrallianz des Paares auf. Pierre stürzt unsanft zu Boden. Die Betäubung durch den Alkohol gelingt ihm seit seine Frau fort ist nicht mehr in Gänze. Es dämmt Pierre, wie abhängig er von seiner Frau ist. Er versucht, seine Mutter als Verbündete zu gewinnen. Mit ihr und einem Bekannten will er zu seiner Frau fahren, um sie mit vereinten Kräften zu bewegen, zu ihm zurückzukehren. Die Abhängigkeit von seiner Frau geht nahtlos in die neuerliche Abhängigkeit von seiner Mutter über, die für ihn durch die Hilfe seiner Frau als überwunden galt.

Am Geburtstag seiner Mutter kommt es auch zum Streit mit ihr. Er verläßt überstürzt ihre Wohnung und klingelt ein Stockwerk tiefer bei einer Bekannten der Mutter. Pierre versucht die ältere Frau auszuziehen, zu vergewaltigen und erwürgt sie schließlich, nachdem er sie „fürchterlich traktiert und fürchterlich zugerichtet hat“. Pierre hat nur blasse Erinnerungsfetzen an die Tat:

P.: „Wat bei mir is, is der zeitliche Ablauf, der is also völlig im Dustern. Wie sich jetzt die Zeit eh von Muttern bis zur Festnahme darstellt, det is also, da hab ick überhaupt keen Zeitbegriff, keen Zeitablauf.“

Er versteht sich nicht. Wie hat er eine alte Dame, für die er zuvor auch einmal einkaufen gegangen ist, die er mit versorgt hat, töten können? Er prüft alle ihm geläufigen Erklärungsmuster auf Plausibilität, ohne nachvollziehbare Thesen zu finden:

P.: „Zu keener Beziehung irgendwie, daß die Frau mir wirklich ma wat jetan hat. Nich so stark beleidigt hat oder. Das det also irgendwie en Auslöser jeben könnte oder irgendwie ne Rechtfertigung . . . Ick meine, vom logischen Ablauf her wär et jewesen, irgendwie die Koffer zu packen, meine Frau hat mich verlassen und meine Frau umzubringen.“

Dat wäre vielleicht irgendwo noch en jewisser Teil der Logik drin. Oder, wenn wir jetzt bei der Reaktion des Tötens, des Umbringens bleiben, meine Mutter hat sich doch verwehrt und hat jesagt, in dem Zustand oder eh kommst du nich mit, oder nehmen wir dich nich mit oder wie ooch immer. Warum ist diese starke Aggression, diese Reaktion nich denn da erfolgt, sondern warum is sie ausgerechnet bei einer wildfremden, insofern wildfremden Frau ausgebrochen. Warum grade die, det is die Frage, die mir heute also immer noch nich aus em Kopp jehet. Wir haben versucht, det ma zu analysieren. Wir haben versucht, irgendwo en Bild zu zeichnen. Also meine Frau hat eh, von ner Größe her würde det hinkommen, von ner Frisur würde det hinkommen, um jetzt en Gleichnis uffzustellen. Brillenträger waren se beede. Ob da ne Parallele zu finden is, da? Det sozusagen der Ersatz war und und, wenn meine Frau jetzt, sagen wir mal, greifbar jewesen wäre, daß die det also wirklich jewesen wäre. Aber hundertprozentig haben wir det bis heute noch nich rausjekriegt.“

Pierre leidet darunter, seine Tat letztendlich nicht zu verstehen:

P.: „Aber fragen Se mich warum. Wat is die Ursache? Wat is der Auslöser? Konnt mir bis heute keener sagen. Und det is det, wat mich also mehr oder wenijer, wat mir am meisten zu schaffen macht.“

Neben seiner Frau, die ihn verlassen hat, enttäuscht ihn auch noch seine Mutter, die Frau, auf die er sein Leben lang hat zählen können. Durch ‚dick und dünn‘ hat sie ihn begleitet, und nun stellt sie sich seinem Lebenswunsch, seine Frau zurückzuerobern, in den Weg. Es scheint, als ob in der älteren Frau zugleich symbolisch seine Frau und seine Mutter gemordet worden seien. In der Person des Opfers sind sie noch einmal vereint, denn seine Mutter, seine Frau und er selbst waren in gemeinsamer Fürsorge für sie tätig.

P.: „Wat uns jehört, oder wat mir jehört, liegt bei mir uff Zelle, und mehr ist da nischt.“

Er spürt, daß sein Leben sich zum Tatzeitpunkt so zugespitzt hat, daß es einer Lösung von außen bedurfte. Aus eigenen Kräften ist er nicht in der Lage, seinem Leben eine andere Richtung zu verleihen:

P.: „Vielleicht war et ooch irgendwie en Auslöser, daß ick also wirklich nich mehr ein noch aus wußte. Vielleicht sogar entdeckt werden wollte. Ick weiß et nich . . . jedenfalls bin ick raus aus der Wohnung, mein Portemonnaie lag noch da, ick bin also eener von den Tätern, die sojar en Ausweis an ner, am Tatort zurückjelassen haben.“

Ganz apathisch läßt Pierre sich verhaften. Die ersten Wochen der Untersuchungshaft erlebt er noch im Rausch. Er wird mit Distraneurin substituiert. Zur Tatzeit hat er einen Alkoholspiegel von mehr als drei Promille. In der Haft erfolgt die notwendige Kapitulation vor dem Alkoholismus, die er in der Freiheit Leben nicht leisten konnte:

P.: „Im Nachhinein kann ick bloß sagen, daß det also für mich wirklich . . . wirklich lehrreich is. Das et, für mich persönlich hat die Zeit jetzt im Knast wirklich wat jutet. Det Schlimme is, daß et soweit kommen mußte, daß ick ne Tat begehe, wo jemand stirbt.“

Wachstum in Haft

P.: „Naja, die erste Zeit hab ick noch jar nich jekämpft. Da hab ick mir jesagt, eh, det is eventuell der leichteste Weg für mich . . . Bloß die haben mir det denn och nich leicht jemacht. Aus dem einfachen Grunde haben se jesagt, ja wir nehmen se uff, aber denn müssen se. Wir wollen denn och von Ihnen wat. Wat mir zujute jekommen is, daß ick det also selber in den Kopp rinjekriegt habe und habe versucht, eh, verschiedene

Entscheidungen nich von der Anstalt uff mich wirken zu lassen, sondern wirklich jetzt en Antrag selber zu schreiben. Nich ma vorzustellen. Im Grunde jenommen och jut zu verkoofen. Aber ick mußte einfach. Und det hab ick Gott sei Dank frühzeitig in en Schädel rinjekriegt. Nachdem ick nach drei Wochen Distra, denn diesen Trockenalkohol wieder ma aufjewart bin.“

Trotz der Entmündigung, die das Gefängnis mit sich bringt, hat Pierre es geschafft, die institutionellen Bedingungen für seine Entwicklungsprozesse zu nutzen. Die nahezu zwangsläufige Regression, die das Leben in einer totalen Institution mit sich bringt, leugnet er nicht:

P.: „Heute is Dushtag, heute dürfen se duschen jehen, heute dürfen se dies und det, eh, . . . da jeht früh morgens die Zellentüre uff, raustreten, da und da hin. Bomm. Abjehnt, alles klar, jeht die Zelle wieder zu.“

Er benennt das Paradoxon exakt. Resozialisierungsprozesse sollen eingeleitet werden, jedoch steht im Vordergrund die Entmündigung der Gefangenen und das institutionelle Verlangen nach Unterwerfung:

P.: „Ick darf also selber keene Entscheidungen mehr treffen, dat wird mir allet abjenommen. Andersrum aber im Laufe der Zeit des Vollzuges werd ick dahin jeführt, langsam wieder en Willen zu haben. Zu sagen, Vorstellungen zu entwickeln. Und wenn denn nachher der Urlaub kommt, und ick darf raus, und ick darf selbständig raus, dann muß ick wieder entscheiden. Und dat is ja dat Paradoxe daran.“

Pierre hat die Verhaftung dennoch nutzen können, die in seinem Leben so notwendig gewordene Kapitulation zu vollziehen. Die existentielle Auseinandersetzung, die er in seinem Leben außerhalb der Mauern strikt vermied, war durch die Tat und die Inhaftierung, die ihm jede Möglichkeit auszuweichen entzog, unausweichlich geworden. Er ist ohne Kompensationsmöglichkeiten auf sich selbst zurückgeworfen, ohne Suchtstoffe, ohne Tröstung, konfrontiert mit seiner schlichten leiblichen Existenz:

P.: „Det Schlimmste is die Einsamkeit, det einjesperrt sein, nich wissen, wat passiert, wat kommt weiterhin uff mich zu.“

Seine Mutter, die inzwischen verstorben ist, besucht ihn in der ersten Zeit in Haft nicht. Sie traut sich die Konfrontation mit ihrem Sohn, der einen Menschen getötet hat, nicht zu. Nach einiger Zeit sucht sie ihn auf:

P.: „. . . (um) mir fürchterlich eene zu knallen, hab ick mein janzet Leben noch nie von ihr jekriegt. Det war ihre Reaktion. Ick stand da, ick war wie wie Paukenschlag. Dat hat bloß noch gedröhnt.“

Der Schlag der Mutter scheint für beide ein befreiendes Element zu beinhalten. Der Sohn ist wie erlöst von einem schon lebenslang schwelenden Schuldgefühl ihr gegenüber. Die Mutter führt endlich die Grenzziehung durch, die sie sich und ihrem Sohn ihr Leben lang versagt hat und von der sie vielleicht jetzt ahnt, wie wichtig sie zu einem früheren Zeitpunkt gewesen wäre.

Die Mutter lebt nicht mehr so lange, daß beide in den kurzen Besuchszeiten eine qualitative Veränderung der Beziehung erreichen können. Aber ein Anfang war in zahlreichen Gesprächen miteinander gemacht worden, so daß Pierre von seiner Mutter friedlich hat Abschied nehmen können. Er hat sich aus der Abhängigkeit seiner Mutter gegenüber lösen können und sich von ihr als erwachsener Mann, der die Verantwortung für sein Leben übernimmt, getrennt.

P.: „Zwar war et immer noch so bei Muttern am Gängelband.“

Mitentscheidend für seine Wachstumsprozesse scheint seine Fähigkeit zu sein, Hilfe anzunehmen. Er findet bereits in der Untersuchungshaft einen kompetenten Psychologen, der ihn unterstützt:

P.: „Dat hab ick damals dem Drogenpsychologe erzählt, das ick also für mich wat tun muß und will. Und daraufhin hab ick für den Vollzug jesagt, also ick hätte jerne det und det. Und so und so stell ick mir det vor. Das det nun wirklich so einjetreten is, daß ick also zum psychologischen Dienst jegangen, daß ick die Lehre jepackt hab, daß ick nach (hierher) jekommen bin, det war Wunschdenken, det hat sich Gott sei Dank nun realisiert.“

Nicht immer sind seine Therapiegespräche angenehm, Pierre zieht folgende Analogie:

P.: „Naja jut, is nich grad ne anjehene Sache, aber beim Zahnarzt is ooch nich grade anjehem. Aber et kann verdammt und zugenäht ne Hilfe bedeuten.“

Mit Hilfe seines Therapeuten schaut er seinem destruktiven Potential in die Augen’:

P.: „Für mich war et schlimm und und erschreckend, daß also überhaupt eh ick zu so ner Handlung fähig war, wat ick mir also selber nie zujetraut hätte, muß aber uff der andern Seite erkennen, daß ick also wirklich eh in in ner Momentsituation zu Sachen fähig bin, eh wat man meistens so dahin sagt. In ner Wut, im Rausch oder wat.“

Pierre hat eine realistische Einstellung zu seinem Destruktionspotential gefunden:

P.: „Die Gewähr (daß es nie wieder geschieht) würd ick mir also selber nich jeben. Und wer die mir jeben kann, der steht also wirklich wirklich überheblich. Die Garantie kann ick mir selber nich jeben.“

Anders als früher fragt er ganz selbstverständlich nach, wenn er sich selbst keinen Rat erteilen kann:

P.: „Dafür haben die Leute jelernt und dafür sind se eben kompetent.“

Er ist souverän genug, sich helfen zu lassen. So fragt er mich z. B. nach einer Möglichkeit, sich nach Selbsthilfegruppen für Alkoholabhängige außerhalb der Haftanstalt zu erkundigen.

Vom Saulus zum Paulus?

P.: „Also bei mir mußte det wirklich so sein, leider Gottes, daß det eben so ausartet, daß ick jemand töten muß, daß ick elf Jahre Knast kriege und daß ick jetzt langsam anfang, denn darüber nachzudenken.“

Pierre beschreibt seinen Veränderungsprozeß folgendermaßen:

I.: „Wenn Sie so Ihre Entwicklung jetzt so über die vier Jahre so sehen, beschreiben Sie das doch mal!“

P.: „Det hilft Ihnen vielleicht, also vor vier Jahren hätten Se mich jar nich fragen brauchen. In nüchternem Zustand hätte ick mit Ihnen nich jesprochen. Habe det also jetzt durch Jesprache, durch Gruppen, durch die Haft alljemein, hab ick festjestellt, ick bin selber en bißchen lockerer jeworden. Ick kann also über vielet heute reden. Kann ooch zum Teil über meine Tat reden, obwohl da eh immer noch en gewisser Verdrängungsprozeß is,

denn jeder der hier rein kommt, will det wissen, und für mich is et nich grade schön, det alles immer wieder uffzuwärmen. Denn ick muß mich, im Grunde jenommen muß ick mich jeden Tag dazu stellen.“

Vor Beginn des Prozesses überwiegt bei Pierre gegenüber seinem weiteren Lebensschicksal noch eine passive Haltung:

P.: „Ick hab also quasi im Gerichtssaal mit der Einstellung jesessen, vor Prozeßbeginn, ich erwarte meine Strafe und denn Gott sei Dank, ick wollt wieder raus. Ick wollt weg.“

Während seiner Verhandlung hat er nur einen Impuls: sich zu verkriechen. Sein Rechtsanwalt ermuntert ihn zu offensiverem Auftreten vor Gericht. Er unterstützt damit die positiven, verantwortungsvollen Selbstanteile Pierres, über die er verfügt:

P.: „Ick hab det nich abjestrissen, ick konnte det von meiner Einstellung her konnte ick det nich abstreiten.“

Die Verhandlung diente in diesem Fall sicher der Verwandlung des Angeklagten. Er sagt aus, beschönigt nicht und ebnet durch die innere Akzeptanz und die äußere Demonstration der Verantwortungsübernahme für die Tat den Weg zu Wachtums- und Veränderungsprozessen. L. PERLS (1989) Begriff des „commitment“ übersetzt mit „freiwillige Selbstbeschränkung“ trifft den Prozeß recht gut. Pierre gelingt es, sein Leben vor der Tat einer radikalen Kritik zu unterziehen. Als Beispiel dafür mag folgendes Zitat stehen:

P.: „Hab ‘en Wohnwagen jekooft, da hab ick denn weeß ick, sagen wer ma, drei Striche eh jepinselt, na, da mußte mich doch jeder loben, wat ick für’n dufter Kerl bin. Und meine Trockenphase hat ja nie solange jedauert, daß ick denn jesagt hab, ne, biste nun en bißchen blöd in dem Kopp oder wie. Diese Überlegung war nich da. Dat war eher det Bedürfnis bzw. die Sucht kann man schon sagen, eh sich wieder uffzufüllen. Einigermaßen, ick hab mich ja ooch nie wohl jefühlt in dem Zustand. Körperlich nich na und geistig schon jar nich. Dann hätt ick ja, wenn ick jetzt trocken jewesen wär, hätt ick ja anfangen müssen zu denken.“

Pierre hat begonnen, sich emotional und kognitiv zu differenzieren. Er kennt seine Wünsche und Begierden und kann ihnen Ausdruck verleihen. Er ist in der Lage, Triebverzicht ebenso wie Triebaufschub zu leisten. Als Beispiel dafür können der gelungene Realschulabschluß sowie die vor kurzem abgeschlossene Lehre gelten. Er steht in Kontakt zu seinen Gefühlen, kann seinem Awarenesskontium folgen, ängstlich, aber ohne Blockierungen. Pierre kann inzwischen Ungewißheiten und Verhaltensunsicherheiten aushalten. Zur Illustration dient seine Erzählung zum ersten Hafturlaub:

P.: „Ick weiß nich, welche Reaktion ick selber bringen soll . . . Ick hab mich nich jetraut. Weil ick irgend ne Reaktionen, die ick mir jetzt in meinen Horrorjeschichten hier drin ja schon vorjestellt habe, irgend ne falsche Reaktionen oder mein Kuß hätte schon ne Provokation.“

Durch das viele Alleinsein in der Haft hat er gelernt, soziale Vernetzung als Wert wahrzunehmen und eine Menge dafür zu tun, daß ihm Mitsein gelingt. Intensiven Kontakt, Beziehung und Bindung zu erreichen, sind für ihn Ziele seines weiteren Lebens geworden.

Er lernt in der Haft mit Geld umzugehen:

P.: „Bin also jezungen, habe wenig Jeld, verhältnismäßig wenig Jeld, von draußen kommt keene Unterstützung, bin also jezungen selber wirtschaften zu lernen.“

Er stellt sich heute den Lebensaufgaben, setzt sich mit den Mitgefangenen wie Beamten angemessen auseinander und hat eine Menge an Durchsetzungsvermögen hinzugewonnen. Der „Zickzackkurs“ seiner früheren Jahre weicht klaren Stellungnahmen und eindeutigen Positionen.

Unbewußt räumt er eine Finalität seiner Tat ein:

P: „Weil ick mein Leben, eh, wenn ick’s heute sehe, mein Leben also eh so einrichtet habe, daß früher oder später irgendwat passieren mußte . . . Ick mußte also am eigenen Körper erfahren, daß sagen wir mal ne Minute, zwee Minuten eh des völligen Ausrastens reichen, um sein Leben und andere Leben kaputtzumachen.“

Diese ‚Erfahrung‘ verhilft ihm zur Lebenserhaltung und Veränderung:

P: „Ja, im Grunde jenommen hab ick den Knast eh, brauchen Se nich in Anführungsstriche zu setzen oder wat, der Knast hat mir also sozusagen eh Gelegenheit jegeben, quasi neu anzufangen. Denn die Entwicklung, wenn also damals nischt passiert wäre, hätt ick mich eenes Tages totjesoffen. Mit allen eh sozialen Schranken, die da sind oder, oder der soziale Abstieg insofern, der wäre eenes Tages vorprogrammiert gewesen.“

Pierre verschiebt die Verlegung in den offenen Vollzug, die ihm offenstünde, da er um seinen inneren Strukturierungsbedarf weiß. Er will dort weder „rumgammeln“, noch einer unterqualifizierten Arbeit nachgehen. Er sucht sich erst den Arbeitsplatz und strebt später dann die Verlegung an. Diese Entscheidung ist als recht untypisch für Gefangene zu werten und gilt für mich als ein weiteres Zeichen für die Übernahme der Verantwortung für sich selbst. Die sichernden Mauern schützen ihn noch. Er traut seinen inneren Strukturen noch nicht zu, daß sie die Funktion der Gefängnismauern übernehmen können.

Wiedergutmachung

Pierres Frau reicht kurz nach der Tat die Scheidung ein. Sie trinkt weiter exzessiv, jedoch besucht sie ihn in der Haft regelmäßig. Nach einem Besuch bei ihm bricht sie zusammen und wird vom Notarzt in ein psychiatrisches Krankenhaus zum Alkoholentzug eingewiesen. Der zweite Zusammenbruch erfolgt kurz darauf. Zunächst kann Pierre nur sein eigenes Schicksal sehen. Ihm stellt sich die Frage: Was ist schon ein Krankenhausaufenthalt gegen eine langjährige Inhaftierung? Der Gesundheitszustand seiner Frau verschlechtert sich nach einem Schlaganfall mit Hirnblutungen rapide. Es wird deutlich, daß sie nicht mehr laufen kann und für immer ein Pflegefall sein wird. Die Konfrontation mit ihrem physischen Verfall, als er mit Beamten des allgemeinen Vollzugsdienstes ins Krankenhaus ausgeführt wird, verändert ihn. Er kann seine egozentristische Weltsicht zugunsten von Mitleiden und Mitsein überwinden:

P: „Da bin ick mit zwee Beamten raus, und dann hab ick nur noch Schläuche und allet jesehen. Ick hab dat erste Mal en Menschen jesehen, der also linksseitig jelähmt is nach em Schlaganfall. Da kann ick Ihnen sagen, da hab ick zu meiner Frau am Krankenbett jesagt, du armet Schwein.“

Ein Jahr nach dem Krankenhausaufenthalt fällen die beiden die Entscheidung, beieinander zu bleiben. Sie durchleben einen Prozeß des sich erstmalig wirklichen Kennenlernens. Aus den Gesten des Trostes im Krankenhaus ist ein langsames, behutsames Aufeinanderzu geworden:

P: „ . . . lernen Sie den Menschen neu kennen. Vor allen Dingen nehmen Sie erst so gerne, daß ick also erst ma versuche, dem andern zuzuhören, nich ständig zu unterbrechen. Wat also früher, eh jang und jebe war, wenn mir wat nich jepaßt hat, ins Wort fallen. Dat Größte rausmakieren, einfach zuzuhören und im nüchternen Zustand wieder ma wahrzunehmen, na mein Gott der andere hat ja ooch Jefühle. Er hat ooch Ängste, Probleme und det nich einfach abzutun, daß det also wirklich Nichtigkeiten sind. Für mich sind det vielleicht, wenn ick det jetzt höre, sind det Nichtigkeiten. Ob det jetzt um en Pfund Kaffee oder sonstwat jehet, aber et kann für den andern zum ernstestn Problem werden. Und da denn versuchen, ma druff einzujehen.“

Seine Frau hat ihn durch ihren Lebenswillen überzeugt:

P: „Und da hab ick also jesehen, wat die Frau sich eh selber für ne Mühe jibt, wat die für en Lebenswillen hat. Allene. Und det hat mir also eh für hier drinne och ne ganze Menge jegeben, aus dem einfachen Grunde, eh jetzt bin ick derjenige, der weeiß, ick komm wieder raus. Sie weeiß aber jetzt, auf der anderen Seite eh, sie kommt aus dem Stuhl bis zu ihrem Ende nich mehr raus. Und trotzdem diesen Lebenswillen uffzubringen. Und zu sagen, eh, die, überhaupt die ganze Lebensumstellung wahrzunehmen. Det is also für mich eh en Riesenschritt.“

Die wenige Zeit, die ihnen bei Besuchen und jetzt in Hafturlauben zur Verfügung steht, ist überladen von Erwartungen:

P: „Ick meine, wat sind für mich 12 Stunden, wat sind 24 Stunden. Da wird von beeden Seiten alles rinjepakkt. Det is wie bei uns jetzt, wir haben zwee Stunden Zeit, wir packen jetzt allet mögliche rin.“

Es bestehen zwischen den Eheleuten die Behinderung und ihre Partnerschaft betreffend viele Unsicherheiten:

P: „. . . hab z. B. jesagt, dreh der ma um, jeh ma an Schrank, hol mal dies oder das raus, ohne, ohne einfach zu überlegen, daß se überhaupt nich mehr loofen kann. Sie hat denn im Sessel jesessen oder uff'm Sofa jesessen, hat anjefangen zu weenen.“

Die zuvor mit Alkohol betäubten Unsicherheiten erlebt er jetzt intensiv. Er weiß nicht, „welche Reaktion er bringen soll“. Nach 15 Jahren Ehe traut er sich im ersten Urlaub nicht, mit ihr zu schlafen:

P: „Als wenn hier en Besucher herkommt, eh fremder Kontakt. Man is sich völlig fremd. Man, ick bin damals in der Situation jewesen, ick hab mich ooch selber aus mich nich rausjetraut.“

Er ist ein Fremder in der neuen Wohnung der Frau. Mit Geduld und Achtsamkeit tasten sie sich aneinander heran:

P: „Ja, man weeiß einfach nich mehr: Wie soll man sich verhalten? Soll man seine Wünsche voll rauslassen? Sind ja bestimmte Vorstellungen da, irgendwie bestimmte Wünsche, aber da ist keene Traute mehr. Det muß also mit der Zeit muß det wachsen, det muß reifen. Bis irgend ne bestimmte Gestik, sag ick ja, oder, oder . . . reifen lassen, ganz einfach.“

Er lernt mit ihr zu sprechen und weicht auch Tabuthemen nicht aus. So kann er sie z. B. fragen, ob sie Angst hat, mit einem Mörder zusammenzusein. Die Entmündigung und Unselbständigkeit, die eine Inhaftierung mit sich bringt, kompensiert Pierre durch eine offensive Hilfestellung für seine Frau. Er kämpft mit den Krankenkassen für ihre Rechte

(zweiter Rollstuhl, neue Griffgeländer in der Wohnung etc.). Er hat gelernt, ‚langen Atem‘ zu behalten, sich zunächst sachkundig zu machen, Bücher zu wälzen und zu kämpfen. Dabei lernt er gleichzeitig, auch Rückschläge zu verarbeiten:

P: „Natürlich nich allet. Ick hab ooch Rückschläge. Weeß ick, Fensterreinigung oder Jardinen oder irgendwat wird ma abjelehnt . . . Det is nich so, daß det bei mir also heute hier allet, eh, eh, Wonne eitel jeht. Ich sag ja, et wird ooch von der Anstalt abjelehnt, nich früher ma. Det sind Ablehnungen, bloß damit kann ick umjehen. Ick sitz vielleicht zwee Tage uff de Zelle, ick schmolle vielleicht, eh fauch ick ooch draußen drei Leute an, weil se mir grade verquer kommen oder ick ne Ablehnung auf ne Art und Weise nich verkrafte oder ooch jar nich will.“

Seine Frau wird medizinisch betreut. Ihr steht eine Hauspflege zur Verfügung. Pierre will eine Fortbildung in Abendkursen zum Behindertenbetreuer machen. Er plant für den Fall, daß er keine Arbeit findet, die Vollbetreuung seiner Frau zu übernehmen. Es ist ihm klar:

P: „Ick meine, ick bin mir klar darüber, daß ick uff der beruflichen Laufbahn, daß eh, die Leute nich jerade da draußen uff mich warten, det is mir klar.“

Die Pflege seiner Frau soll neben der Wiedergutmachungsleistung die Funktion von Sinnstiftung übernehmen:

P: „Det hat wiederum ne Rückkopplung uff die Tat, weil also da is eh irgendwie en Bedürfnis der Art der Wiederjutmachung. Obwohl an der Frau wird’s also, kann ick’s nich mehr. Die Frau is tot . . . Ick würde also janz jerne ooch im Sozialdienst arbeiten.“

Die doppelte zentrale Bedeutung seiner Frau scheint problematisch. Pierre ist stark auf die Helferrolle fixiert. Doch wo bleiben seine Autonomiewünsche? Wo bleibt seine Aggression?

Erste vorsichtige Kontakte zur Familie der Frau finden in Hafturlaube statt. Sie sind durch Telefonate seinerseits sorgsam vorbereitet. Die Berührungsangst ist groß. Dafür hat Pierre Verständnis:

P: „Ick bin nu ma en Mörder, det steht nun ma für sie im Raum.“

Ihre Familie ist momentan die einzige soziale Vernetzung des Paares. Die Kontakte zu Kollegen sind abgebrochen. Pierre hat sich vorgenommen, sobald es ihm die Haftanstalt ermöglicht, eine AA-Gruppe außerhalb der Mauern aufzusuchen. Die drei Jahre in der intramuralen Gruppe haben die Treffen zu Routineveranstaltungen werden lassen, da die Teilnehmer kaum wechseln und die durch die Inhaftierung bedingten Themen oft die Alkoholproblematik überschatten. Pierre braucht ein Trainingsfeld, um der sozialen Verkümmern, die Gefängnisstrafen meist mit sich bringen, vorzubeugen:

P: „Ick brauche Kontakte. Muß die Isolation überwinden, ick brauch Kontakte, grade die Kontakte nach draußen . . . Jeht nich anders. Ick kann nich einfach nach, nach sechs, sieben oder acht Jahren, kann ick hier nich rausjehen und sagen, ick bin wieder da. Det muß langsam wachsen.“

In externen Gruppen will er üben, mit offenen Karten zu spielen:

P: „Dann komm ick zu irgend, wenn ick wirklich mal ne Arbeit irgendwo krieje, dann komm ick zu irgend jemand, da sitzt denn en Personalchef. Füllen Se doch ma den Fragebogen aus. Sind Se vorbestraft. Ja, für was, wo, wie, wo. Können Se nich untern Teppich kehren. Dat is nich drinne. Und jenauso bin ick ooch der Meinung, daß die Leute draußen dat Recht haben. Wenn ick Sie jetzt anschreiben würde, und Sie machen irgend-

eene Gruppe, dann haben Sie verdammt und zugenäht en Recht zu wissen, wo ick herkomme. Und nich, daß ick diese Bombe sozusagen, die ja für manche ne Bombe is, in ner Gruppe platzen lasse.“

Pierre will eine Chance:

P.: „Oder ick krieje Jelegenheit, daß ick draußen in ner Gruppe mit Menschen spreche, über en längeren Zeitraum und kann mich dann darstellen und sagen, so bin ick. Seht ihr in mir en Menschen, der versucht wieder irgendwo klar zu kommen, oder seht ihr nur vorneweg den Mörder, der ich ja ooch bin? Aber ick bin ooch en Mensch, der versucht, sich zu ändern.“

Pierre hat sich die Voraussetzungen geschaffen, einem anderen Leben in Freiheit gewachsen zu sein.

P.: „ . . . gewisse Grundlagen zu schaffen und letzten Endes zu versuchen, wenn ick rauskomme, det alles, wat der Uffbau is, wie et weitergehen soll, det umzusetzen. Und da bin ick, heute bin ick soweit.“

Das Gefängnis als unbewußte Antwort auf Defizite der Persönlichkeit des Inhaftierten.

Folgende unbewußte Phantasien werden bei Pierre durch die Institution Gefängnis befriedigt:

a) Suche nach Halt und Grenzsetzung:

Die Tat Pierres läßt sich als Schrei nach Hilfe von außen begreifen. Er hinterläßt seinen Ausweis am Tatort als Symbol seines unbewußten Bedürfnisses, Halt geboten zu bekommen. Das, was Pierre aufgrund seiner Strukturschwäche nicht zu leisten in der Lage war, vollzieht nun der Strafvollzug für ihn. Das Gefängnis hindert ihn, weiter zu fliehen, zu agieren und zu dekompensieren. Pierre kann sich nicht mehr verbergen. Die Sicherheit der haltenden Struktur Gefängnis ermöglicht Pierre die Kapitulation. Er erkennt an, Alkoholiker zu sein. Er ist ‚trockengelegt‘ und konfrontiert mit seiner Schwäche und seinem Scheitern. Er kann sich nicht mehr betäuben und seinen autoaggressiven, selbstzerstörerischen Impulsen folgen. Auf diese Weise kann das Realitätsprinzip greifen.

b) Neigung zur Regression:

Der abhängige Alkoholiker Pierre kann die Institution Gefängnis zur Nachreifung nutzen. Er liefert sich der Institution aus. Es scheint, als ob die zugleich einschränkenden, aber auch Geborgenheit vermittelnden Strukturen der Institution seine Ich-Struktur-Störung im förderlichen Sinne kompensiert. Der regressive Sog der Institution, die alltägliche Fürsorge, verfestigt sich nicht. Pierre gelingt nach einer ausreichenden Zeit des Versorgtwerdens, in der Nachnahrung und Nachsozialisation stattfinden, die guten versorgenden, beschützenden und nährenden Elemente mit den bösen, strafenden, bevormundenden und sadistischen Elementen der Institution zu vereinigen.

c) die Vatersubstitute:

Das was oberflächlich gesehen wie ein Double-bind aussieht, ist bei näherer Betrachtung für Pierre der Weg der Heilung. Mit Hilfe seines Therapeuten gelingt die oben angedeutete Integration guter und böser Objekte. Seine Strukturveränderung wird möglich, weil der Therapeut, so wie es aussieht, in der Lage war, Pierres Haß und dessen Aggressivität in der Übertragung anzunehmen. Die tiefe und enge Beziehung zum Therapeuten, aber auch die bedingungslose Annahme, die Pierre im Gefängnis erfährt,

machen die Verarbeitung von Aggressivität möglich. Er kann in der Institution zunächst Verantwortung, Autoaggression und Schuldgefühl externalisieren und projizieren; Erlebnisfragmente, die dann später reinternalisiert werden. Dabei scheint mir die Abfolge der Ereignisse wichtig. Hat man Pierre zunächst in einem benignen Sinne regredieren lassen, so wird zur rechten Zeit von ihm verlangt, erwachsen zu werden. Die zunächst erfolgte Externalisierung und Übertragungsspaltung führte in die Fusion guter und böser Objekte. Pierre lernte Enttäuschungen zu verarbeiten und Verleugnung zu überwinden. Pierre kann inzwischen Impulse beherrschen und dem Alkohol widerstehen.

Die Auseinandersetzung mit der Institution findet statt, eingebettet in die Beziehung zum Übertragungsobjekt Therapeut. Er stellt für ihn den Vater dar, den er in seinem Leben vermißte. Die Neusozialisation wird durch „Fütterung mit Kontakt und Worten“ (ROST, 1990, S. 208) möglich, die den Alkohol ersetzen.

d) Muttersubstitut:

Das Gefängnis erlebt Pierre wie eine große Mutter. Da ist niemand, der ihn verletzen und degradieren will. Im Gegenteil, er erfährt die Bediensteten als Helfer in der Not. Pierre findet recht ideale Bedingungen vor. Schon in der Untersuchungshaft bekommt er professionelle Hilfe angeboten. In schwierigen Situationen wird er begleitet. So fahren die Beamten z. B. mit ihm ins Krankenhaus zu seiner Frau, als diese in Lebensgefahr schwebt. Aufgrund der gewährenden und liebevollen Behandlung, die Pierre erfährt, wird der Weg frei für Konfrontation und Frustration. Diese sind für ihn aushaltbar aufgrund der positiven Übertragung auf den Therapeuten, die Bediensteten und die Institution Haftanstalt als Ganzes. Das Gefängnis fungiert im Fall Pierre wie eine spezialisierte Suchtklinik.

Anschrift der Autorin:
Dr. phil. Dipl.-Psych. Heidi M. Möller
Psychotherapeutin/Supervisorin
Kaiserin-Augusta-Allee 84
D-10589 Berlin